

Waldenburger Zeitung

Fernsprecher 3

(Waldenburger

Wochenblatt)

Fernsprecher 3

Publikationsorgan

der städtischen Behörden von Waldenburg, sowie von
Amts- und Gemeindevorständen des Kreises Waldenburg.
Poltschekkonto: Breslau Nr. 10 073. Konto bei: Stadtbank
Waldenburg, Waldenburger Handels- und Gewerbebank,
Bankhaus Eichhorn & Co., Kommunalständische Bank.



Erscheint täglich

mit Ausnahme an den Sonn- und Feiertagen.
Bezugspreis vierteljährlich 12.60, monatlich 4.20 M. frei Haus
Preis der einspaltigen Petitzeile für Inserenten aus Stadt
und Kreis Waldenburg 60 Pfg., von auswärts 75 Pfg.,
Reklameteil 2.00 M.

Vor der Entscheidung in Polen.

Zwischen den Illusionen.

Es fällt schwer, Realpolitik zu treiben, wenn ihre Basis so schmal ist und wenn ihre Aussichten so beängstigend dürrig sind wie gegenwärtig bei uns. Das Denken, dessen Vater der Wunsch ist, und das Reden, dessen Ziel der Eindruck, der agitatorische Erfolg ist, sträuben sich gegen die Enge, in die nüchterne Betrachtung der Dinge zwingt. Gerade weil wir so kraft- und hilflos, so ausgezogen und geknebelt sind, hat Illusions- und Phrasenpolitik bei uns jetzt eine gute Konjunktur.

Eine Politik, die aus lauter Empörung besteht, ist unseren Herzen in dieser Zeit der Unterdrückung und Beraubung sehr verständlich. Es ist kein Wunder, daß unter den Reden, die bei den Reichstagsdebatten über Spaa gehalten wurden, die des deutschen nationalen Abgeordneten Hoeßich den lautesten Beifall der Zuschauertribünen fand. Der Abgeordnete Hoeßich appellierte an das natürliche Entrüstungs- und Auflehnungsgefühl des Mißhandelten. Er sprach von nationaler Würde, die nicht gewahrt, von Unterwerfung, die zu Unrecht und ohne Not erfolgt sei, von Höflichkeitsfloskeln und Versicherungen des Entgegenkommens, die unseren Nationalstolz beleidigten, weil sie an Völker und Staatsmänner gerichtet seien, die uns als Varias und Fronknechte behandelten. Herr Hoeßich zieht es vor, nach allen Seiten Abjagen zu erteilen: nach der englischen, nach der französischen, nach der russisch-bolschewistischen. Diese aufrechte Haltung ist unserem beleidigten Nationalgefühl sicherlich sehr sympathisch. Aber Herr Hoeßich und seine deutschen nationalen Kollegen vergessen (oder geben sich den Anschein, zu vergessen), daß — bestenfalls — der Starke am mächtigsten allein ist. Sie gehen darüber hinweg, daß man mit Empörung zwar Partei, aber keine politischen Geschäfte machen kann, wenn man kein Heer, keine schweren Kriegswaffen hat, wenn die öffentliche Ordnung zerrüttet, die Arbeiterschaft müde, erschöpft, nichts weniger als kriegslustig und staatsfreundlich ist, und wenn der Feind bis an die Zähne bewaffnet gegenüber von Düsseldorf steht. Wenn man die Herren, die jede Zumutung der Gegner ablehnen wollen, nach ihren eigenen Gedanken und Vorschlägen fragt, murmeln sie ein wenig undeutlich etwas von nationaler Ergebung. Illusionspolitik...

Ihre Gegenfüßler von der äußersten Linken sind nicht weniger illusionistisch. Appellieren die Deutschnationalen ohne Sinn und Erfolg an das nationale Empörungs- und Rachegefühl, so bauen die Unabhängigen und Kommunisten auf das Haßgefühl des Proletariats gegen die Kapitalistenklasse und auf das internationale Gerechtigkeitsgefühl dieses überall zur Herrschaft gelangten Proletariats. Fragt man sie nach dem Mittel der Erlösung, so vernimmt man das Schlagwort: Weltrevolution. Wann diese Weltrevolution sich so durchgeführt haben wird, daß sie auch uns bessert (wofür sie das überhaupt tut), weiß freilich keiner zu sagen. Leider ist unsere Lage nicht so, daß wir ruhig

warten können. Wir müssen Politik treiben nicht für das tausendjährige Reich, sondern für morgen und übermorgen, für die nächsten Monate und Jahre.

Was ist nun zwischen all diesen Illusionen die wirkliche Realpolitik? Sie ist sehr schmachlos und bescheiden. Ihr Rezept heißt: tun, was möglich ist (oder wie Herr Simons es sehr treffend ausgedrückt hat, durch den Versuch der Erfüllung klarstellen, wo und wie weit der Friedensvertrag unerfüllbar ist) und immer wieder sagen und zeigen, was geschehen muß, damit Europa mit uns wieder vorwärts kommt. In den Ideen zum Ausbau bei den Vorschlägen zur Gesundung müssen wir stets die Vorhand haben. Keine Desperadopolitik, wenn die anderen allzulange von der „Siegerkränze“ befehen sind. Aber unermüdliches, keinen Augenblick nachlassendes Wegweisen auf die Bahnen der Vernunft und der europäischen Konsolidierung. Und zuhause eine Zusammenfassung und Organisierung aller Kräfte, die uns, in unserer Enge und Bedrängnis das Höchste leisten läßt, was geleistet werden kann.

Verchiebung der russisch-polnischen Waffenstillstandsverhandlungen.

Königsberg, 1. August. Wie hierher berichtet wird, trafen die polnischen Parlamente, ein Oberstleutnant mit zwei Offizieren und einem Soldaten, gestern nachmittag 2 Uhr bei den russischen Vorposten ein. Sie wurden an der Chaussee von Baranowitschi nach Brest-Litowsk von den Russen in Empfang genommen und nach Baranowitschi gebracht, von wo sie sich in zwei Autos nach dem Hauptquartier des Generalstabschefs Tolkatschewski begaben. Um 7 Uhr abends trafen sie dort ein und überreichten ihre von dem polnischen Generalstabschef, Pozadowski, ausgestellten Vollmachten. Die leitenden Offiziere erledigten dann die Vorarbeiten für die beginnenden Waffenstillstandsverhandlungen.

Berlin, 1. August. Die letzten Nachrichten aus Polen lauten ernst. Das polnische Hauptquartier behauptet, einen Moskauer Funkpruch aufgefangen zu haben, in dem die bolschewistische Regierung ihrem Hauptquartier die Anweisung gegeben hat, die Waffenstillstandsverhandlungen bis zum 4. August hinauszuziehen. Die Polen behaupten, daß die Bolschewisten mit ihnen nur ihr Spiel treiben und unbedingt auf der Einnahme von Warschau beharren. In London wurde ein Funkpruch Kamenews aufgefangen, der den russischen Armeen zuruft, an der Front weiterhin Erfolge zu erzielen, da davon der Erfolg der nach London reisenden Mission abhängt.

Weiterer Vormarsch der Russen.

London, 1. August. (WTB.) Die Londoner Presse weist darauf hin, daß die Bol-

schewisten, obwohl der Beginn der Waffenstillstandsverhandlungen auf gestern festgesetzt war, ihren Vormarsch fortsetzen.

Berlin, 1. August. Meldungen von der ostpreussischen Grenze besagen, daß von einem Waffenstillstand an der russisch-polnischen Front nichts zu spüren sei. Im russischen Heere soll sich auch ein starker Widerstand dagegen geltend machen. Ein Teil der auf deutsches Gebiet übergetretenen Polen wurde nach Syd befördert und macht einen ganz jämmerlichen Eindruck.

Die Russen in Brest-Litowsk und Augustowo.

Riga, 1. August. Wie aus Moskau nach Gellingsfors gedrahrt wird, haben die russischen Armeen soeben Brest-Litowsk nach kurzem Kampfe genommen und sofort besetzt. Die Verfolgung der flüchtenden Polen schreitet schnell vorwärts.

„Berlingske Tidende“ meldet aus Kowno: Nach hier eingegangenen zuverlässigen Nachrichten haben die Bolschewisten Augustowo besetzt. Die Polen haben sich auf Suwalki zurückgezogen, dessen Bevölkerung bekanntlich die litauischen Truppen im Gebiet Mariampol erlucht hatte, die Stadt zu besetzen, ehe die Bolschewisten es tun. Dieser Bitte ist, nach einer anderen Meldung, entsprochen worden.

Der Krieg an der ostpreussischen Grenze.

Berlin, 1. August. Zu der Meldung vom Uebertritt einzelner polnischer Truppen — es handelt sich bekanntlich um 40 Offiziere und 2000 Mann — über die deutsche Grenze, die im Lager Arns untergebracht wurden, erfahren wir an zuständiger Stelle noch folgendes:

Die Truppen sollen dort vorläufig bleiben und dann über See nach dem übrigen Deutschland gebracht werden. Da unser Schiffsraum dazu nicht ausreicht, so ist der Vorsitzende der deutschen Friedensdelegation in Paris beauftragt worden, beim Obersten Rat zu beantragen, daß uns ausreichender Schiffsraum für den Abtransport zur Verfügung gestellt wird.

Die Lage an der ostpreussischen Front macht aber eine umgehende Verstärkung des Grenzschießes notwendig. Die interalliierten Truppen sind aus den Grenzgebieten zurückgezogen und, wie schon mitgeteilt, bei Allenstein konzentriert worden. Da der Grenzschieß zurzeit lediglich von der Sicherheitspolizei wahrgenommen wird, die jedoch hierfür nicht ausreichen dürfte, ist der Reichskommissar für die Abstimmungsgebiete ermächtigt worden, in ganz besonders dringenden Fällen Reichswehrtruppen auch in das Abstimmungsgebiet hereinzuführen. Es handelt sich hierbei lediglich um eine vorläufige Maßnahme, unbeschadet der Entscheidung, die beim Obersten Rat nachgesucht werden soll. Der Vorsitzende der deutschen Friedensdelegation ist gestern abend beauftragt worden, dahin zu wirken, daß eine interalliierte Kommission im Einvernehmen mit dem deutschen Reichskommissar die

notwendigen Reichswehrtruppen in die Abstimmungsgebiete hereinführen kann.

Polnisches Kanonensfutter.

Berlin, 1. August. Geradezu erschütternd wirken die Mitteilungen ehemaliger deutscher Soldaten, die aus der Provinz Posen gebürtig sind und infolgedessen zum Heeresdienst in der polnischen Armee gezwungen wurden. Die Männer, die im Weltkrieg die Glanzen und andere Großkämpfe mitgemacht haben, sind noch jetzt, nachdem es ihnen gelungen ist, dem schrecklichen Gemetzel bei Grodno zu entfliehen, völlig erschöpft. Sie erklären übereinstimmend, daß insbesondere die ehemaligen deutschen Truppenteile, die den Kern der polnischen Armee bildeten, die furchtbarsten Verluste hatten, da sie von den polnischen Befehlshabern immer und immer wieder vor die russischen Maschinengewehre getrieben wurden.

Revolutionäre Anzeichen in Polen.

Berlin, 1. August. Hier verlautet, daß in der polnischen Armee bereits Soldatenräte festgestellt worden sind, die nach dem Muster des bolschewistischen Systems eine lebhaft propagandistische Tätigkeit entfalten und die Soldaten zur Revolution aufstacheln. Außerdem sind in den von der polnischen Armee geräumten Gebieten bereits polnische Sowjets gebildet worden. Die polnischen kommunistische Partei gewinnt bei der polnischen Arbeiterschaft gewaltig an Einfluß. Sie ist in den Gewerkschaften sehr stark vertreten und propagiert dort den Generalstreik. Die polnischen Sozialdemokraten sind unter den letzten Erschütterungen vollkommen zersplittert. Ihr Einfluß ist im Schwinden, so daß es ihnen kaum gelingen dürfte, die polnischen Arbeiter vor Unbesonnenheiten zurückzuhalten. Unter den polnischen Bauern wird jetzt mit Erfolg bolschewistische Agitation getrieben. Versprechungen bezüglich der Aufteilung des Großgrundbesitzes unter ihnen haben die polnischen Kleinbauern zu nicht geringen Teilen in die Arme der Bolschewisten getrieben.

Die französische Hilfe für Polen.

Basel, 1. August. Die Einberufung der aufgegebenen acht französischen Jahrgänge soll am morgigen Montag beendet sein. Die Fortsetzung des russischen Vormarsches um nur wenige Kilometer dürfte zur folgenswersten Entscheidung über den mitteleuropäischen Frieden führen.

Die Transporte über Danzig.

Amsterdam, 1. August. Der „Matin“ meldet aus Warschau: Die ersten über Danzig gekommenen schweren Geschütze der Alliierten sind am Dienstag an die polnische Front abgegangen. Täglich treffen aus Danzig drei bis vier Züge mit Waffen und Munition für Polen ein. General Haller ist zum Befehlshaber der neuen Reservearmee ernannt worden.

Wie „Daily Mail“ meldet, wurde infolge der Arbeiterunruhen in Danzig, die die Transporte der Polen unmöglich machen könnten, die Verstärkung der alliierten Truppen in Danzig umtruppen sein bereits Freitag früh nach Danzig eingeschifft worden.

Die litauisch-russischen Gegensätze.

Berlin, 1. August. Die litauische Regierung hat, so wird über Kopenhagen aus Rowno gemeldet, den Vorschlag der Sowjetregierung angenommen, wonach eine gemeinsame Kommission zur Besprechung der praktischen Durchführung des Friedensvertrages eingesetzt werden soll. Diese Kommission soll ferner entscheiden, ob und wie weit eine strategische Notwendigkeit für das fernere Verbleiben des russischen Heeres auf litauischem Gebiet vorliegt. Die litauische Regierung verlangt jedoch gleichzeitig, daß die Bolschewisten sofort die in Wilna und anderen Städten gegründeten Revolutionskomitees auflösen und die ganze Zivilverwaltung Litauens übertragen. Sie erklärt ausdrücklich, daß, falls die Forderung nicht sofort erfüllt werde, Litauen den Friedensvertrag nicht ratifizieren, sondern den Kriegszustand wiederherstellen werde. Es wird jetzt zwischen dem litauischen Bevollmächtigten und dem Vertreter Sowjetrußlands, Toffe, selbst auf Grund dieses litauischen Ultimatus verhandelt.

Ein westpreussischer Appell an Amerika.

Berlin, 1. August. Die „Vossische Zeitung“ meldet: Der Vorsitzende des Provinziallandtages, der Vorsitzende des Provinzialausschusses und der Landeshauptmann von Ostpreußen haben an den Reichskanzler und das Auswärtige Amt eine Rundgebung gerichtet, in der die bestimmte Erwartung ausgesprochen wird, daß die zuständigen Stellen alles daransetzen, die Ueberweisung des Landstreifens auf dem rechten Weichselufer an Polen zu verhindern, da durch eine solche der Ostpreußen im Friedensvertrage zugesicherte freie Zugang zur Weichsel illusorisch gemacht würde.

Eine Massenversammlung in Marienwerder, zu der sich zahlreiche Bewohner der bedrohten Weichselorte einfanden, hat beschlossen, sich mit einer Entschlüsselung an das amerikanische Volk zu wenden, welche lautet:

„Die in öffentlicher Versammlung in Marienwerder zusammengetretene Bevölkerung des Weichselganges wendet sich in höchster Besorgnis um das Schicksal ihrer Heimat an das Volk der Vereinigten Staaten von Amerika mit der Bitte, dem wahren Sinn des Artikels 97 des Friedensvertrages zum Siege zu verhelfen. In fälschlicher Auslegung dieses Artikels, um dessen Schaffung die Vereinigten Staaten maßgeblich mitgewirkt haben, will man uns, entgegen dem klaren Ergebnis der Volksabstimmung und unserer natürlichen Verkehrsader, der Weichsel, durch die Abtretung eines der polnischen Souveränität zu unterstellenden Ackerstreifens überall abdrängen. Außerdem müßten wir fürchten, daß einzelne Ortshäupten der Weichsel, die aus geographischer oder wirtschaftlicher Lebensnotwendigkeit zum Verband der Marienwerder Niederung gehören, entgegen ihren Wünschen aus ihrem natürlichen Zusammenhang herausgerissen werden, und daß infolgedessen der Hochwasserschutz der ganzen 20 000 Hektar großen und außerordentlich fruchtbaren Niederung aufs Spiel gesetzt wird.“

Nach Artikel 97 des Friedensvertrages würden die Vereinigten Staaten zur Entscheidung über unser Schicksal mit berufen sein, wenn sie sich nicht freiwillig auf den Obersten Rat zurückgezogen hätten. Umso dringlicher bitten wir das amerikanische Volk, wenigstens sein mächtiges moralisches Wort zugunsten der zuerst von ihm verkündeten Grundsätze der Selbstbestimmung der Völker und der Vermeidung jeglichen Anlasses zur Entstehung neuer Schwierigkeiten in die Waagschale zu werfen und dadurch unsere Bevölkerung aus ihrer schweren Sorge zu befreien.“

Deutscher Reichstag.

6. Sitzung, 31. Juli.

Am Regierungstisch noch.

Eingegangen ist ein Schreiben des Reichsverkehrsministers Gröner, wonach, dem Wunsch des Reichstages entsprechend, ein Auschuß zur Prüfung der technischen und finanziellen Verhältnisse der Reichseisenbahnen eingesetzt worden ist. Ihm sollen sieben Verkehrsachseverständigen 12 Reichstagsabgeordnete und 12 Mitglieder des Reichswirtschaftsrates angehören.

Auf der Tagesordnung steht der Gesekentwurf über die

Entwaffnung der Zivilbevölkerung.

Darauf sind alle Militärwaffen bis zu einem von dem Reichskommisär für die Entwaffnung festzusetzenden Zeitpunkt an die von ihm zu bestimmenden Stellen abzuliefern.

Minister Dr. Koch:

In dieser Vorlage sind wir durch das Abkommen von Spaa verpflichtet. Wir können diese Aufgabe nur lösen, wenn sie nicht gegen das Volk, sondern mit dem Volk durchgeführt wird. Wie viel Waffen noch im Besitz der Bevölkerung sind, kann nicht angegeben werden. General v. Soedts hat in Spaa eine Aufstellung übergeben, wonach in unbefugten Händen sich noch 1,9 Millionen Gewehre, 8400 Maschinen-

gewehre und 4000 Minenwerfer befinden. Ob diese Zahlen zutreffend sind, läßt sich nicht sagen. Die Entwaffnung kann nur Erfolg haben, wenn das ganze Volk mitwirkt. Die Durchführung muß in den Händen einer Zivilbehörde liegen. Es soll ein Reichskommisär für diesen Zweck eingesetzt werden, der unparteiisch vorgehen soll. Die Regierung nimmt es ernst mit der Vorlage und bittet alle Parteien um ihre Unterstützung.

Abg. Lübbig (Soz.): Die Vorlage muß wesentlich verbessert werden, sonst können wir nicht zustimmen. Nur die Reichswehr und Sicherheitspolizei dürfen noch Waffen behalten. Gegen Einwohnerwehren und den in Bildung begriffenen Selbstschußverband haben wir großes Mißtrauen, zumal da die letzteren das Werk des reaktionären bayerischen Volksrates sind.

Abg. Ernst (U. S.): Die Gerüchte über große Waffenlager unter der Arbeiterschaft beruhen auf verlogenen Epistelgerüchten. Die Vorlage muß in anderer Form aus dem Ausschuß herauskommen.

Abg. Dr. Röske (Dmit.): Eine Entwaffnung kann Deutschland nur zur Hilfe gereichen, wenn die Waffen auch denjenigen, die Unruhe stiften, fortgenommen werden. Das Gesetz wird in vorliegender Form das gewünschte Ziel nicht erreichen. Wir erhalten fortwährend Nachrichten, daß Waffen in den Händen radikaler Elemente sind. In Thüringen existiert augenblicklich eine Meinung, daß die Arbeiter alle umstürzlerisch sind, sie haben aber Elemente unter sich, die alles mit Gewalt erreichen wollen. Die Weichsel richtet sich nicht gegen die Arbeiter, sondern gegen die umstürzlerischen Elemente. Niemand kann bestreiten, daß überall Minderungen vorgekommen sind. Soll

die Bevölkerung vielleicht dankbar dafür sein? Die ruhigen Bürger haben doch nicht die Revolution gemacht, die ist doch von links gekommen. Die Regierung in Bayern ist auch nicht von Bürgern ausgerufen worden. Die Bürger haben mit Schrecken die Zeit durchleben müssen. (Zuruf: Rapp!) Der Rapp-Putsch ist von militärischen Kreisen gemacht worden. Daß mit dem Selbstschuß-Organisationen eine gewisse Reserve der Reichswehr

hergestellt werden soll, ist sicher. Die Herren Radikalen behaupten, sie hätten keine Waffen. Wo sind die Waffen denn geblieben? Im Kohlenrevier ist die Rote Armee gut bewaffnet und sogar mit Artillerie versehen. Davon ist sehr wenig abgeliefert worden. Diese Waffen sind noch vorhanden. Die Weichsel-Organisation ist nur zur Verteidigung des Hab und Gut und Menschenleben da. Wenn das Reich uns nicht verteidigen kann, dann muß man uns die Möglichkeit geben, uns selbst zu verteidigen. (Beifall rechts.) Das ist der Sinn der Weichsel-Organisation. Sie will das Volk vor den Angriffen radikaler Elemente sichern. Das Gesetz ist sehr unklar. Der Ausschuß muß wesentlich Verbesserungen einbringen lassen. Wenn die unruhigen Elemente die Waffen abgeliefert haben, dann erst werden Sicherheitszustände eintreten.

Abg. Haas (Dmit.): Das Gesetz muß gemacht werden. Es ist eine Folge des Versailler Friedens. Es ist verwunderlich, daß die Unabhängigen sich dagegen erklären, nachdem sie die Unterzeichnung des Friedens gefordert haben. Es ist interessant, wie die beiden sozialdemokratischen Parteien sich dazu stellen. Jeder Teil verlangt, daß der andere zuerst die Waffen abliefern solle. Auf diese Weise kann das Gesetz nicht durchgeführt werden. Die ganze Bevölkerung muß mithelfen. Es liegt im allgemeinen deutschen Interesse, daß die Waffen aus den Händen der Unbefugten herauskommen. Die Unabhängigen erklären bei Unruhen immer, sie hätten keine Waffen. In ruhiger Zeit aber rühmen sie sich, wie stark sie sind. Die Einwohnerwehren sind aus einem Notstand als Nothwehr entstanden. Erst bringen die Unabhängigen die Massen in Erregung, dann verlieren sie die Herrschaft über dieselben. Dr. Röske behauptete, kein Mensch denke an einen Putsch. Von dem Rapp-Putsch behaupten die Herren, das Militär hätte nur sein Recht gesucht.

Leben wir denn in den Zeiten des Faustrechts und des Fehderechts? Hoffentlich findet man als Kommisär einen Mann, der Vertrauen verdient.

Abg. Frau Betkin (Kommunistin): Die Vorlage ist für uns unannehmbar, weil sie auf die Weichselmachung der deutschen Arbeiterschaft abzielt und man dadurch eine Militärdiktatur aufrichten will. Schluß der Sitzung um 8 Uhr abends.

Die Einigung der Ernährungsminister.

Keine Sonderaktion der Einzelstaaten.

Berlin, 1. August. Nach der Konferenz der Ernährungsminister, an der Bayern, Württemberg und Hessen, nicht aber Baden, vertreten waren, erklärt die „Germania“ noch, daß die süddeutschen Minister ihre Wünsche in bezug auf die Gestaltung der Ernährung im kommenden Wirtschaftsjahr vorgetragen haben. Reichsminister Dr. Hermes habe die Absichten und Pläne des Reichsernährungsministeriums dargelegt, und es stelle sich heraus, daß in diesem Programm die meisten Wünsche der süddeutschen Staaten bereits berücksichtigt waren. Man einigte sich vor allem darin, daß an der Brot- und Milchbewirtschaftung nicht gerüttelt werden dürfe, daß dagegen auf den Gebieten der Fleisch- und Kartoffelverwertung wesentliche Erleichterungen eintreten müssen. In bezug auf die Kartoffelwirtschaft soll eine Milderung in aller Kürze in Kraft treten, sobald sie zur Hauptkartoffelernte schon durchgeführt werden kann. Die süddeutschen Minister wollten vor allem die Bewirtschaftung der Dele und Früchte freigegeben haben. In dieser Frage wurde ihnen mitgeteilt, daß ihr Wunsch vollständig erfüllt würde. Die Aufhebung der staatlichen Bewirtschaftung der Dele ist nämlich (wie schon berichtet) vom Reichstag endgültig beschlossen worden. Die süddeutschen Minister erklärten, daß das vom Reichswirtschaftsministerium aufgestellte Programm einheitlich durchgeführt werden müsse, und daß sich die Einzelstaaten infolgedessen auf keine Sonderaktion einlassen würden.

Aus der Provinz.

Schweidnitz. Ein bolschewistischer Agitator. Vor einigen Tagen lebte in einem hiesigen Gasthof ein feingekleideter Herr ein, der mit dem Gastwirt ein Gespräch anknüpfte und sich dabei u. a. über den Bolschewismus unterhielt. Aus dem Gespräch konnte entnommen werden, daß es sich um einen russischen Offizier handelt, der hier bolschewistische Propaganda betreiben will. Diese Annahme verstärkte sich, als der Fremde durch den Gastwirt des Gasthofes einen Brief an einen hiesigen Arbeiter schickte, der als Führer der hiesigen Unabhängigen gilt.

Freiburg. Große Einbruchsbewerte. In vorletzter Nacht wurde in die Kellereien des hiesigen Bahnhofes eingebrochen und u. a. folgende, dem Bahnhofswirt Grotz gehörigen Gegenstände gestohlen: ein ganzes, erst tags zuvor geschlachtetes Schwein, 100 Flaschen mit Cognat und Wörben, 50 Flaschen Wein, 1000 Stück Zigarren, ungefähr 3000 Stück Zigaretten, 12-15 Büchsen mit konservierten Würstchen, 30 Gläser mit eingeklagten Früchten, 200 Tafeln Schokolade usw. Der Schaden beträgt 12-15 000 Mark.

Saarau. Ein schwerer Schiffschlag traf den Schmier Paul Heidler hier selbst. Er verlor innerhalb zwei Tagen den Vater, die Mutter und den

Waldenburger Zeitung

Nr. 178.

Montag, den 2. August 1920

Beiblatt

Gerechte Veranlagung zur Einkommensteuer.

Die demokratischen Reichstagsabgeordneten Dr. Fischer (Köln), v. Siemens, Reinath, Waldstein, Dr. Dernburg haben im Reichstag folgende Anfrage an die Regierung gestellt:

Die Bestimmung des § 58 des Reichseinkommensteuergesetzes, wonach das Jahreseinkommen des Jahres 1920 sowohl bei der Veranlagung für 1920 als auch bei derjenigen für 1921 der Besteuerung zugrundegelegt wird, hat in weiten Kreisen wachsende Beunruhigung hervorgerufen. Diese Bestimmung dient in erster Linie zur Entlastung der Steuerbehörden; sie durchbricht den Grundsatz der Kontinuität und hat zur Folge, daß die infolge der Marktentwertung außerordentlichen Verhältnisse des Jahres 1920 zweimal zur Grundlage der Veranlagung dienen. Nähere Berechnungen ergeben eine geradezu ungeheuerliche Belastung des Einkommens des Jahres 1920, und zwar sowohl für die Kreise der Angestellten, Arbeiter, Beamten, welches festes Gehalt, Lohn usw. beziehen, als auch für die Fälle der besonderen Einkünfte, die sich nur aus den außergewöhnlichen Verhältnissen des Jahres 1920 ergeben. In der dritten Lesung des Reichseinkommensteuergesetzes ist durch Neufassung des § 59 (Antrag Blund-Waldstein) versucht worden, diese Härten auszugleichen. Der Wortlaut des § 59 läßt aber vielfache Zweifel offen. Es wird sogar als zweifelhaft betrachtet, ob einmalige Einnahmen im Sinne des § 11, Nr. 5 unter den Begriff der „außerordentlichen Einnahmen“ fallen, was allerdings nach dem Verlauf der Verhandlung in der dritten Lesung als unzweifelhaft gelten muß. Zur Klarstellung und zur Beseitigung der durch die Zweifel eingetretenen Unsicherheit ist der baldige Erlass von Ausführungsbestimmungen dringend erwünscht, welche — entsprechend den entgegenkommenden Erklärungen des Vertreters des Reichsfinanzministeriums in der Sitzung der Nationalversammlung vom 10. März 1920 — den Begriff der außerordentlichen „Einnahmen“ im Sinne des § 59 näher umschreiben und die gleichmäßige Behandlung dieser außerordentlichen Einnahmen in der Richtung sichern, daß sie nur einmal zur Besteuerung gelangen. Dringend geboten er-

scheint u. a. die Klarstellung, daß im Jahre 1920 gewährte Leasingzulagen nur einmal zur Besteuerung gelangen.

In Verbindung hiermit erscheint die Prüfung angezeigt, ob nicht die Erfahrungen dafür sprechen, daß im Interesse einer gerechten Steuergesetzgebung überhaupt grundsätzlich die Veranlagung nicht nach dem Ergebnis nur des Vorjahres, sondern nach einem dreijährigen Durchschnitt, wie früher bei Gewerbetreibenden nach dem preussischen Einkommensteuergesetz, erfolgt.

Ist die Reichsregierung bereit, Ausführungsbestimmungen zu § 59 im gedachten Sinne baldigst zu erlassen, und welche Stellung nimmt sie zu der Anregung, betreffend Einführung des dreijährigen Durchschnitts, ein?

Der Konsument zahlt's.

In der letzten Zeit mehrten sich die Fälle, daß Aktiengesellschaften in Form von Dividenden oder Gratifikationen ihren Aktionären Summen zuwenden, deren Höhe des allgemeinen Interesses wert ist. Wenn diese hohen Dividenden wenigstens noch ein Zeichen besonderer Prosperität der deutschen Wirtschaft wären! Aber wie es damit aussieht, ist zur Genüge bekannt. Diese hohen Dividenden sind in einer Zeit wie der heutigen, wo zwischen Kaufkraft und Preisen ständig die Krise droht, nur möglich, indem ohne Rücksicht auf die kaufschwachen Konsumenten die Preisschraube angezogen wird, oder wenn auf dem Rücken der misera contribuens plebs „Konjunktur“-Gewinne gemacht werden. Man fragt sich: Hat das Reich nicht Mittel und Wege, derartig übermäßig hohe Gewinne von Gesellschaften für die Allgemeinheit zu erfassen? Warum greift der Staat nicht zu? Hier liegen die Gewinne offen zutage, er bedarf nur einiger bilanzkundiger Steuerbeamter und einer entsprechenden Aenderung der Bilanzierungsvorschriften, um zu verhindern, daß ihm diese Beträge in der Erfassung entgehen. Angesichts der allgemeinen Wirtschaftskrise und der trostlosen Leere der Staatskassen ist es unerträglich, daß Dividenden verteilt werden, die nicht anders gekennzeichnet werden können denn als Hohn gegenüber der Last, unter der die Allgemeinheit leidet. Die „Frankf. Ztg.“, die diese Ausführungen veröffentlicht, greift zur Illustration ihrer Darlegungen zwanglos einige Fälle der letzten Zeit heraus:

Die Zuckersabrik Glauzig, die im Vorjahre ihren Aktionären ein großes Bezugsrecht in den Schoß warf, verteilt bei 1920 nahezu verdoppeltem Aktienkapital und bei dem gleichen Reingewinn wie im Vorjahre 25 Prozent (Vorjahr 18 Prozent) Dividende. Hören wir, wie die Fabrik dies erklärt: eine befriedigende Ernte, eine sehr gute Zuckerausbeute und eine günstige Verwertung aller Produkte. Und wie sieht es mit den Zahlen aus? Verarbeitet wurden 280 668 Doppelzentner Rüben gegen 473 600 Doppelzentner im Vorjahre bei einem Zuckergehalt von 18,15 Prozent gegen 18 Prozent. Das geht über den Verstand aller derer, die nicht im Aufsichtsrat der Zuckersabrik sitzen, wohl hinaus, aber der Endeffekt, die 25 Proz. Dividende, stimmt.

Die Hohlglashüttenwerke Ernst Witter Akt.-Ges. in Untereubrunn verteilen 40 Prozent und überdies auf je zwei alte eine Gratisaktie. Summa summarum also, von der Kapitalverwässerung und dem Agiogewinn abgesehen, 90 %. Dabei hört man vielfach die Behauptung, daß das deutsche Glas nicht so recht konkurrenzfähig sei. Die Gesellschaft hat übrigens schon früher gut verdient, so 1917: 40 Prozent. Für 1918 finden sich keine Angaben.

Die von Poncet Glashüttenwerke N.-G. in Friedrichshain verteilen 30 Prozent (i. V. 20 Prozent).

Noch einige Fabriken aus der Textilbranche. Es braucht niemandem ins Gedächtnis zurückgerufen zu werden, wie schwer es heute für die meisten Menschen ist, sich einen Anzug, sich auch nur ein Hemd zu kaufen. Sehen wir uns einige Ausschüttungen an: Die Norddeutsche Wollkammerei und Kammgarnspinnerei verteilt neben 12 (Vorjahr 10) Prozent Dividende nicht weniger als die Hälfte des Aktienkapitals in Form von Genusscheinen an die Aktionäre. — Die Gera-Gröizer Kammgarnspinnerei gewährt auf je eine alte Aktie (in besonderer Form, die an der Sache nichts ändert) 1½ Gratisaktien: also das eineinhalbfache Aktienkapital! — Die Tüll- und Gardinenweberei Akt.-Ges. in Plauen beantragt 20 (Vorjahr 15) Prozent Dividende und mindestens Verdoppelung des 1,8 Mill. Mark betragenden Kapitals.

Man kann die Sache drehen und wenden wie man will. Wer hat letzten Endes die Dividenden aus seiner Tasche zu zahlen? Der Konsument.

Die Kultur der Glaze.

Von Wilhelm Seydich.

Wenn ich eine glatzköpfige Persönlichkeit sehe, muß ich unwillkürlich an die köstliche Szene in Bernard Shaw's „Caesar und Cleopatra“ denken. Cleopatra nimmt dem siegreichen Römer in kindischem Spiel den Lorbeerkranz ab, erfaßt und bricht in ein lügendes Gelächter aus: „Caesar, du bist ja kahl!“ und der große Caesar wird verlegen und brummt etwas Unverständliches vor sich hin.

1900 Jahre später geboren hätte Caesar nicht mehr verlegen zu werden brauchen. Würde bis etwa zum Jahre 1910 die „üppige Bodenfülle“ als erstes Attribut des schönen Mannes angesehen, so brachte dieses Jahr die Ehrenrettung der solange missachteten Glaze. Um diese Zeit veröffentlichte nämlich irgend ein englischer Professor ein ebenso dickes wie gelehrtes Buch, in welchem er „haarscharf“ nachwies, daß die Glaze und die Kahlköpfigkeit überhaupt keineswegs immer eine Darlegung allzu stürmisch verliebter Jugend oder eine Folge von Haartrankheit sein mußte, sondern daß sie vielfach ein Zeichen außergewöhnlicher Intelligenz, im allgemeinen sogar ein Zeichen auf höchste verfeinerte Geisteskultur wäre. Als historischer Beweis führte er unter anderem ebenfalls dem kahlköpfigen Caesar an, als greifbaren die zunehmende Kahlköpfigkeit bei den westlichen Kulturvölkern, und als letztes und schlagendes Argument wies er auf die moderne Frau hin, bei welcher in den letzten Jahrzehnten infolge der gesteigerten geistigen Tätigkeit ein auffälliger Rückgang des Haarwuchses zu beobachten wäre.

Dieses wissenschaftliche Zeugnis führte eine ungeahnte Umwälzung des männlichen Schönheitsbegriffs herbei. Für die armen Glanzträger bedeutete sie eine unverhoffte Erlösung von einem stummen und verächtlich getragenen Mangel. Haben sie bisher das Haarwuchs als Schandels durch allerhand Mittel-

chen — vom kunstvollen Sardellenarrangement bis zur Perücke — zu verdecken gesucht, so erhoben sie jetzt auf einmal gewaltig die Nasen. Wie? Die Glaze ein Zeichen von Intelligenz? Die Glaze ein Zeichen von Kultur? — Wie mit einem Zauberworte verschwanden auf einmal die Sardellenbrötchen, die Äpfelchen, die Perücken. Ungescheut begannen plötzlich die Kahlköpfe von selbständiger Modellierung in stolzer, blankpolierter Weiße zu leuchten. Auch die fahlen Haartränge, die wie Atolls auf manchen Köpfen tronten, um wenigstens noch eine einmalige Pracht zu beweisen, sanken unter den Scheren der Barbier. Die Glaze war mit einem Schlage modern geworden, und niemand wagte mehr über ihre Träger zu spotten, aus Furcht, sich zu blamieren. Denn die Glaze war Klugheit, die Glaze war Kultur, vielleicht sogar ein Zeichen von Genie!

Wie es mit allen Moden geht, so ging es auch mit der Mode der Kahlköpfigkeit. Wer eine Glaze oder einen kompletten Kahlkopf sein eigen nannte, trug sie mit triumphierendem Stolz zur Schau und kam sich als eine Blüte der nationalen und internationalen Kultur vor, nachdem er solange verschämt beiseite gestanden. Wer keine hatte — nämlich eine Glaze — der suchte auf künstlichem Wege mit der Mode Schritt zu halten und ließ sich die Haare bis auf einen halben Millimeter herunterfädeln oder sogar den ganzen Schädel rasieren. Das Zeitalter der Billardkugel über dem hohen Stehragen begann. Das äußere Bild der Cafés, der Salons, der Konzertsäle erhielt eine tiefgreifende Veränderung. Die leuchtende Billardkugel dominierte. Scheitel und Zolle oder Bürste wurden nur noch von unverbesserlichen Philistern getragen. Wer etwas auf sich hielt, ging über den ganzen Schädel weg rasiert. Es war die glorreiche Zeit der „hellen Köpfe“.

Doch leider dauerte dieser Zustand nur zwei oder drei Jahre. Die Mode der Kahlköpfigkeit wurde zu allgemein, und wenn die Kahlköpfigkeit wirklich ein Gradmesser für den Kulturstand war, so wären wir

ein begnadetes Volk gewesen. Es waren immerhin Leute von beträchtlicher Geistesstärke, die zuerst den unhaltbaren Konsens eines Zustandes empfanden, daß jeder Hohlkopf mit einem Kahlkopf Anspruch darauf machte, für einen Schlaukopf gehalten zu werden. Diese Leute von beträchtlicher Geistesstärke empfanden es als erste äußerst peinlich, daß im gleichen Maße, als die Kahlköpfigkeit zunahm, die Wertschätzung der Intelligenz zu sinken begann. Sie waren denn auch die ersten, die langsam die neue Mode abbauten und auf das äußere Kultur- und Intelligenz-Merkmal der künstlichen Kahlköpfigkeit Verzicht leisteten. Um sich aber auch eine Unterscheidung gegen den unheimlichen Scheitel- und Zollenstieher zu schaffen, ließen sie sich eine neue Haartracht erfinden, die ein berühmter Friseur nach wochenlangem angestrengter Geistesarbeit zustande brachte. Heraus kam dabei der glatt zurückgeschwemmte Haarschopf mit der ausstrahlten Schläfe. Diese Tracht verlieh dem Kopfe ganz neuartige, einfache und markante Linien und verlegte das Schwerkraft des individuellen Ausdrucks ganz auf die freie Stirn, das alte und natürliche Reklamemerkmal der Intelligenz.

Seitdem kämpft die Glaze einen Totekampf um ihr Ansehen, besonders seit ihre natürliche Hilfskraft, die künstliche Kahlköpfigkeit, in das neue Lager übergegangen ist. Die Glaze wird wieder bescheiden, und die Perückenmacher vergehen bereits ein merkwürdiges Ansehen ihrer Kurze. Auch die Sardellenbrötchen tauchen wieder auf. Im großen und ganzen aber kann man sagen, daß die Epoche der Glaze und der Kahlköpfigkeit nur von verhältnismäßig kurzer Dauer gewesen ist. Was aber des Weiteren an unterrichteten Stellen gemunkelt wird von einer heimlichen und heimtückischen Antiglazpropaganda der Haarwasser- und Haarwuchsmittelfabrikanten, kann ich nicht nachprüfen. Möglich aber ist es immerhin, daß der Glazekult die ersten Feinde aus diesem Lager erstanden sind.

Aus Stadt und Kreis.

Waldburg, 2. August 1920.

Wo der Zucker bleibt.

Der „Berl. Lok.-Anz.“ schreibt: Die Verwertungsstelle der Reichsmonopolverwaltung für Branntwein in Berlin hat neuerdings die Destillateure im Deutschen Reich mit je 300 Liter Spiritus beliefert und ist in der Lage, jedem dieser Spiritusempfänger auf die 300 Liter je einen Zentner Zucker zum Preise von 1200 Mk., also 12 Mk. für das Pfund, anzubieten. Die Belieferung mit 300 Liter Spiritus ist kürzlich wiederholt worden und prompt macht die genannte Reichsmonopolverwaltung ein weiteres Angebot derselben Zuckermenge. In den Offerten der staatlichen Stelle heißt es:

Weiteres Angebot: Wir sind vorzugsichtlich in der Lage, den Destillateuren auf Grund der ihnen zugeteilten Mengen Auslandsprit Zucker in einem Umfange zur Verfügung zu stellen, daß auf je 600 Liter zugeteilten Spirit ein Sack von 100 Kilo Zucker entfällt.

Da es sich um eine Verteilung über das ganze Reich handelt, muß es sich um viele, viele Tausende von Zentnern Zucker handeln. Es bleiben danach folgende Tatsachen festzustellen: 1. daß große Teile der Bevölkerung den schmerzlichsten Mangel an Zucker leiden; 2. daß eine Reichsstelle viele Tausende von Zentnern Zucker besitzt, den sie aber nicht der allgemeinen Bevölkerung zukommen läßt, sondern zu einem Preise, der, wenn er im privaten Handel vorkommt, als „Wucherpreis“ bezeichnet wird, zur Schnapsfabrikation zur Verfügung stellt; 3. daß es unbekannt ist, welcher Herkunft der Zucker der Reichsmonopolverwaltung ist und was sie dafür bezahlt hat; 4. daß private Händler, die für diesen Preis Zucker verkaufen, wegen Schleichhandels und wegen Wuchers vom Staatsanwalt verfolgt werden. Es würde die Bevölkerung wohl sehr interessieren, zu erfahren, ob die oberen Reichsstellen von diesen Geschäften der „Reichsmonopolverwaltung“ wissen und ob sie die dadurch mitbewirkte Mißhandlung der Bevölkerung billigen.

* Monatsbericht des öffentlichen Gemischen Untersuchungsamts der Stadt Waldburg für die Kreise Waldburg und Striegau. Im Juni 1920 gelangten 114 Gegenstände zur Untersuchung. Hierunter waren 97 bei der amtlichen Nahrungsmittelkontrolle in den Kreisen Waldburg und Striegau entnommen, 7 von anderen Verwaltungen eingeliefert, 10 Untersuchungen wurden im Auftrage von Privaten durchgeführt. Die Art der Untersuchungsgegenstände ergibt sich aus folgender Zusammenstellung. Es wurden untersucht: Trinkwasser 7, Milch 59, Mehl 13, Brot 1, Butter 1, Kaffee 4, Bohnen 2, Pfeffer 2, Zimt 3, Bonbons 1, Marmelade 1, Wurst 3, Hering 1, Essig 7, Limonade 2, Strohwein 1, Rauchtabak 1 Probe. Außerdem wurden 3 technische und forensische Untersuchungen ausgeführt. Auf Grund der Untersuchungsgegenstände trat bei 23 Proben Beanstandung ein, und zwar aus folgenden Gründen: 8 Proben Milch wegen zu niedrigen Fettgehalts, 4 Proben Milch wegen Wässerung, 2 Proben Milch wegen Verfälschung, 1 Probe Doppelkaffee wegen zu niedrigen Essigsäuregehalts, 1 Probe Kaffee war durch Schalenbruch gefälscht, 1 Probe Butter, 1 Probe Mehl, 1 Probe Wurst, 1 Probe Hering wegen Verderbens, 2 Proben Braumwasser waren wegen Verunreinigung als Trinkwasser nicht verwertbar, 1 Probe Rauchtabak wegen fremden Beimengungen. Der Durchschnittsfettgehalt der in der Stadt Waldburg-Mühlwasser entnommenen Vollmilchproben betrug 1,68 Prozent.

* Wählerversammlung. Im Saale der „Stadtbrauerei“ fand eine Versammlung des G. D. A. und der Gewerksvereine Hirsch-Dunder statt, in der die Stadtverordneten-Kandidaten, Betriebssekretär Kellner und Gewerksvereinssekretär Schock, in ausführlichen Erörterungen ihre Programme entwickelten. Die Beteiligung an der Liste Seeliger wurde von der Versammlung einstimmig gutgeheißen, da die Aufstellung dieser Liste von dem Gesichtspunkte aus erfolgt, daß alle parteipolitischen Strömungen aus dem Stadtparlament ferngehalten sind. Gerade die Liste Seeliger enthält Namen von Männern aus allen Berufsständen der Bevölkerung, die die Gewähr geben, daß ihnen das Wohl und Wehe ihrer Mitbürger über die Partei geht.

* Lohnabzug bei Dienstmädchen. Die Veranlagungskommission hat in ihrer Sitzung vom 29. Juli beschlossen, den Wert des freien Unterhalts einschl. freier Wohnung bei Dienstmädchen auf 150 Prozent des baren Lohnes, jedoch min-

destens auf 250 Mk., höchstens auf 4 Mk. täglich festzusetzen. Danach bleiben alle Dienstmädchen, die nicht mehr als 50 Mk. monatlich Lohn erhalten, von der Einkommensteuer frei, es findet für sie somit auch kein Lohnabzug statt. Diese Bestimmung gilt nur für Dienstmädchen in Privathaushaltungen. Für Mädchen in gewerblichen Betrieben verbleibt es bei der Festsetzung des staatlichen Versicherungsamtes des Kreises Waldburg vom 11. Juni 1920, wonach der freie Unterhalt mit 4 Mk. und die freie Wohnung mit 80 Pfg. täglich zu bewerten ist.

* Sinfonie-Konzert in Bad Salzbrunn. Ein recht gefälliges, nicht gar zu schwere musikalische Kost aufweisendes Programm liegt dem am Mittwoch den 4. August im Konzert- und Theatersaale in Bad Salzbrunn stattfindenden fünften Sinfonie-Konzert der verstärkten Kurkapelle zugrunde. An der Spitze desselben steht die „Sinfonie pastorale“ Nr. VI F-dur von L. v. Beethoven. Sie gehört zum eisernen Bestande der sinfonischen Darbietungen unserer Bergkapelle und ist auch für den Laien leicht verständlich; der Musikkenner aber wird sich immer wieder gern an dem lebensfrohen Gesühle widerstehenden Wert erfreuen. Eine zweite, interessante Orchesterpièce ist die Zwischenaktsmusik Nr. 2 und Ballettmusik Nr. 2 aus „Rosamunde“ von Franz Schubert. Für den solistischen Teil hat Musikdirektor Raden den Cellovirtuosen Georg Werner Neumann aus Berlin gewonnen, der in Robert Volkmann's Konzert für Violoncello und Orchester, sowie in Max Bruch's „Kol Nidrei“, Adagio für Violoncello und Orchester, mitwirkt. Der Künstler verfügt über sehr günstige Kritiken aus den verschiedensten Städten Deutschlands; den hiesigen Musikfreunden ist er kein Fremder mehr, sie werden sich gewiß gern noch seines Auftretens bei dem am 10. März 1920 in Waldburg stattgefundenen Sinfonie-Konzert erinnern, jedoch dem Künstler aus diesmal wieder ein freundlicher Empfang sicher sein dürfte.

* Herabsetzung der Preise für Braunkohle. Der Reichskohlenverband zusammen mit dem großen Ausschuss des Reichskohlenrates beschloß, den Preis für das Mittel- und Ostdeutsche Revier bei Bricketts um 19 Mk. je Tonne, bei Rohbraunkohle um 9 Mk. je Tonne herabzusetzen, für das Rheinische Gebiet den Preis für Bricketts um 12 Mk., für Rohbraunkohle um 6 Mk. herabzumindern. Hierzu kommen für den Verbraucher noch 20 Prozent der obigen Beträge, welche an Rohlensteuer gespart werden. Der Beschluß bedeutet eine Herabsetzung der Braunkohlenpreise um etwa 12 bis 15 Prozent.

* Butter wird nicht befördert. Das Reichspostministerium weist die ihm unterstellten Paketämter darauf hin, daß nach den Ausführungsbestimmungen der Postordnung in der heißen Jahreszeit Sendungen mit Butter nicht anzunehmen sind. Diese Bestimmung bezieht sich auch sinngemäß auf Margarine und leicht schmelzbare Fette. Derartige Verordnungen sollen nur dann nicht beanstandet werden, wenn die Butter in festen Kästen oder Kisten so verpackt ist, daß ein Auslaufen unbedingt verhindert wird.

fr. Gottesberg. Königschießen. Mit Klängen dem Spiel rückte am Sonntag mittag 1 Uhr die Bürger-schießgilde in städtischer Zahl zur Feier des Königs-schießens und des 181. Stiftungsfestes nach dem Schützenhaufe aus. Dort entbot der Vorsitzende, Kaufmann Tähler, der Gilde und der Einwohnerschaft Gottesbergs herzliche Worte der Begrüßung. Die Kameraden Gastwirt Rohm und Tischlermeister Sühmann wurden für 25jährige Mitgliedschaft mit dem üblichen Erinnerungszeichen geschmückt. Die der Gilde länger als 30 Jahre angehörenden Kameraden Mauer, Seidel, Weirich, Demuth, Altig, Schwarzer, Albrecht und Kubon wurden für ihre Treue einstimmig zu Ehrenmitgliedern ernannt. Während der schlichten, aber schönen Feier konzerierte die Bergkapelle. Um 3 Uhr begann das Schießen auf sämtlichen Ständen. Auf dem Schützenplatz aber entwickelte sich gar bald ein toller Trubel. — Dem Buchbindermeister Richard Schröder, der vier Jahre in englischer Gefangenschaft war, wurde nachträglich das Eisene Kreuz 2. Klasse verliehen.

m. Bad Salzbrunn. Gartenfest im Kurgarten. Einen derartigen Massenbesuch wie am letzten Sonnabend hat unser Bad seit dem letzten Friedensjahre wohl nicht mehr aufzuweisen gehabt. Vom frühen Nachmittag an beförderte die elektrische Straßenbahn Tausende aus Waldburg und der näheren Umgegend nach Salzbrunn, wo im Kurgarten das von der Kur-direktion veranstaltete Gartenfest stattfand. Dieses nahm einen äußerst schönen Verlauf, wozu die Kur- und Bergkapelle unter Leitung des Musikdirektors

Raden durch interessante Musikvortrüge im Charakter einer Janitscharenmusik wesentlich beitrug. Bei Eintritt der Dunkelheit erstrahlten die Kurpromenade, die Gartenanlagen und die lauschige Zemplinallee im Glanze tausender elektrischer Glühlampen und zahlreicher Lampen, die einen stimmungsvollen, märchenhaften Anblick boten. Um 9 Uhr wurde dann vor dem Wiesenhäuschen ein großes Brillant-Feuerverwerk abgebrannt, dem ein so zahlreiches Publikum beiwohnte, daß die Kurpromenade kaum ausreichte, um allen Zuschauern Platz zu gewähren.

Eingefandt.

Für Einsendungen unter dieser Rubrik übernimmt die Redaktion nur die pfeifgehele Verantwortung, ohne sich mit dem Inhalt der Zuschriften zu identifizieren.

Zur Aufklärung.

In Nr. 177 der „Schles. Bergwacht“ befindet sich ein Artikel, betitelt: „118 Prozent Mietssteigerung oder der bürgerliche Stadtverordneten-Standal“ (der Zweck des Artikels ist also in der Überschrift deutlich festgelegt). Dieser Artikel stellt wieder wie so häufig die Tatsachen vollständig auf den Kopf. Wie verhält es sich in Wirklichkeit? Im März kaufte ich mein Haus und entschloß mich nach der Aufforderung des Magistrats, der dringenden Wohnungsnot mit abzu-helfen, zur Herstellung weiterer Wohnungen in meinem Hause. Ich habe dann mit einem Kostenaufwand von 30 000 Mark, außer einer mit gewährten Beihilfe von 7000 Mark, drei Wohnungen im Hause geschaffen. Zwei Mieter meines Hauses erhielten dadurch je ein Zimmer mehr als bisher. Für mich selbst habe ich selbstredend, um im eigenen Grundstück zu wohnen, auch eine Wohnung dadurch freibekommen, was mir wohl außer der „Schles. Bergwacht“ niemand über-nimmt. Dadurch konnte meine bisherige fast gleich-große und bequemere Wohnung anderweitig bezogen werden. Reparaturen, sagt das jöb. Blatt, werden nicht gemacht. Bisher habe ich, verehrte „Bergwacht“, dafür allein (also nicht etwa für Kleinreparaturen) über 3000 Mk. laar Rechnung ausgegeben. Das Haus kostet also nicht 89 000 Mk., sondern 89 000 + 4000 Mark Kaufkosten u. dergl. + 30 000 Mk. + 3000 Mk., mithin also 126 000 Mk. In diesem Betrage ist aber auch noch nicht ein Pfennig für die Herrichtung meiner eigenen Wohnung enthalten. Ich hätte ja nun das Recht gehabt, von den Mietern der neuen Wohnungen, weil diese nach dem 1. Januar 1917 hergestellt sind, die Miete entsprechend den Kosten des Ausbaues festzusetzen. Dies tat ich jedoch nicht, sondern überließ die Festsetzung der sämtlichen Grund-mieten des Grundstücks entsprechend der Bekannt-machung vom 23. März d. Js. der dazu berufenen amtlichen Prüfungsstelle, die zur Hälfte aus Mietern und Vermietern besteht. Wenn dieser Prüfungsausschuss nun zur Festsetzung der Grund-mietspreise gekommen ist, wie ich sie jetzt einschließ-lich eines mir zustehenden Zuschlages von 20 Prozent von meinen Mietern fordere, so möchte ich wissen, was darin für ein Unrecht liegt, daß ich mich dieser amtlichen Festsetzung unterwerfe.

Durch diese Festsetzung konnten z. B. bei vier Mietern die bisherigen Mietspreise so-gar erniedrigt werden, dieses aber verschwiegen Sie absichtlich. Bei anderen Mietern, die bisher erheblich unter dem ortsüblichen Preise gemohnt haben, werden die Mieten natürlich entsprechend höher. Es ist dieses also ein Ausgleich, der mit Rücksicht auf die Verschiedenartigkeit der Mietspreise in meinem Grundstück eine dringende Notwendigkeit war, die selbst von einzelnen Mietern mit beantragt worden ist. So sieht also die Sache in Wirklichkeit aus. Der Artikel bezweckt nur Wahlstimmungsmache gegen alles Bürgerliche, wozu der „Bergwacht“ ja jedes Mittel recht ist. Wir wirft die „Bergwacht“ vor, vier Zimmer zu haben, die ich für meine Familie aus fünf Köpfen, und vom Winter ab auch noch für die Mutter, also für sechs Köpfe, benutze. Warum hat sie sich noch nicht über ihren Spitzenlandbuden, Stadtrat Dil-reiter, aufgeragt, dem seine bisherige schöne Drei-zimmer-Wohnung für drei Personen anscheinend nicht mehr standesgemäß war! Derselbe hat sich trotz der von ihm häufig anerkannten Wohnungsnot und der schlechten Finanzlage der Stadt eine Dienstwoh-nung (freie Heizung und Beleuchtung) herrichten lassen und war selbst mit einer ganzen Etage noch nicht zufrieden, sondern es wurde aus der zweiten Etage noch ein Zimmer hinzugenommen. Dadurch ist aus anfänglich geplanten drei bis vier Wohnungen eine einzige Wohnung für drei Personen, mit äußerst reichlichem Beigelaß hergerichtet. Ueber die Höhe der Kosten für die Herrichtung dieser luxuriösen Wohnung will ich ganz schweigen. Verehrte „Berg-wacht“! Ich habe Sie zu einer Besichtigung dieser beiden Wohnungen ein und Sie sollen selbst ent-scheiden, wer von uns beiden sich eine übergroße, zu luxuriöse Wohnung geleistet hat.

Richard Stenpel.

Von den Lichtbildbühnen.

Die Apollo-Lichtspiele bieten dem Beschauer auch diesmal ein gut gewähltes Programm. Bilder eines spannenden Abenteuerfilms „Der große Unbekannte“ machen uns mit den Bewohnern der niederländischen Hauptstadt vertraut. Aber nicht nur Schönes läßt uns der Film sehen, nein, er führt uns auch durch schmutzige Hintergassen in die Höhle eines Wuchers, der mit allen Mitteln seiner Verworfenheit und Durchtrieben-heit darauf hinarbeitet, seine Opfer zu Fall zu bringen. Mit Spannung verfolgt man Harry Viel, den großen Unbekannten, auf seinem ungewissen gefährlichen Wege und sein merkwürdiges Spiel hält den Zuschauer bis zum Ende in steigender Erregung. Als Beiprogramm legte die Direktion das Lustspiel „Der Diplomaten-süngling“ auf den Spielplan.

„Nein, nicht nach Hause. Ins Bernatal und dann weiter.“ In diesem „dann weiter“ lag all seine junge undändige Fernsehnsucht.

Frau Gumbelach nickte. „Ja, das ist recht. Es soll so schön an der Werra sein. Das sagen sie alle. Ich wollte es auch einmal sehen. Aber das hat sich nicht so gefügt. — Was für einen Koffer nehmen Sie denn mit?“

Heinrich Leonhardt stürzte aus den Wolken und schlug hart auf. Da war der feste Boden der Wirklichkeit wieder, den er seit ein paar Stunden ganz verloren hatte: Einen Koffer besaß er nicht. Wohl die Arche Noah, mit der ihn seine Eltern auf die Universität geschickt hatten; aber ein kleineres freundschaftliches Gepäckstück, nein, das nicht. Daß er das brauchte, daran hatte er noch gar nicht gedacht. Man lebte aber nicht zwei Wochen wie die Vögel auf dem Feld! Ein Rucksack oder wenigstens eine geräumige Handtasche war selbst für den Anspruchslosen nötig. Heinrich Leonhardt starrte seine Wirtin ratlos an. Frau Gumbelach schenkte einen Augenblick, strich noch zwei-, dreimal über die neuangelegte Decke und sagte dann plötzlich: „Ich könnte Ihnen eine Tasche leihen.“ Und schneller, als es sonst in ihren Bewegungen lag, hatte sie das Zimmer schon verlassen.

Heinrich Leonhardt hatte gar keine Zeit gehabt, ihr zu antworten, und er sah ihr überrascht und nicht ganz ohne Besorgnis nach. Frau Gumbelach war eine musterhafte Hausfrau, und bestimmt würde sie ihm nur etwas tadelloß Sauberes anbieten, das war sicher. Aber Frau Gumbelachs Hausrat war durchweg recht alt. Und so ehrwürdig alte Sachen in einer Wohnung waren, — eine alte Handtasche, reichlich strapaziert, am Ende gar lächerlich bestickt, das war doch zu viel für Heinrich Leonhardt. Er hätte weniger jung sein müssen, wenn er sich mit gutem Humor darein hätte schicken sollen, so ein Gepäckstück durch halb Göttingen zur Bahn zu tragen. Aber wie dem ausweichen, ohne die wohlmeinende Dame zu kränken?

Während er so in etwas unbehaglichen Empfindungen dastand, lehnte Frau Gumbelach zurück. Sie trug behutsam auf dem Arm einen ganz neuen kleinen Handkoffer aus steifem, hellbraunem Leder.

„Aber der ist doch viel zu schade!“ rief Heinrich Leonhardt unwillkürlich, so sehr war dies das Gegenteil von allem, was er erwartet hatte.

Frau Gumbelach ließ sich nicht beirren. Lächelnd wie jemand, der ein gutes Geheimnis wehrt, schloß sie mit dem an den Griff gebundenen Schlüsselchen auf.

Heinrich Leonhardt starrte hinein. War das eine Ausstattung! In den Wänden waren Behälter für Bürsten, Kamm und Flaschen angebracht, alles handfest, gediegen und sauber gearbeitet. Und der Geruch von feinem Leder stieg heraus.

Heinrich Leonhardt konnte sich nicht recht vorstellen, wie seine Wirtin zu diesem Prachtstück gekommen sein mochte. Es fiel so ganz aus dem Rahmen ihrer übrigen Einrichtung. Es machte einen an Erpreßgige und Rivierareisen denken und an große Welt, aber nicht an Frau Gumbelach, die schlichtbürgerliche Zimmervermietete.

„Damit traue ich mich ja gar nicht zu fahren“, sagte er endlich beinahe bestommen. „Wenn mir ein Fled daran käme!“

„Nehmen Sie mir! Ich weiß doch schon, wie Sie mit Sachen umgehen. Dem ersten Besten hätte ich sie freilich nicht gegeben. — Dem Ihnen ist noch niemand damit gereist. Aber nun machen Sie mir die Freude, ja? Es ist doch schade, wenn die Tasche immer unbenutzt da herumsteht.“

Sie hatte sich in hellem Eifer geredet. Dann fuhr sie leiser fort: „Das war auch nicht der Sinn des Geschenkes.“ Und unvermittelt schloß sie: „Ein Geschenk; von meiner Tochter ist es.“

Heinrich Leonhardt hätte nicht sagen können, was ihm an diesen letzten Worten rührte. Aber es war ihm, als wenn durch diese ersten persönlichen Worte plötzlich ein unbekanntes Schicksal einen Augenblick durchleuchtet würde, daß er einen Blick hinein tun konnte. Und doch hatte die Frau nichts Besonderes gesagt. Sie hatte nur zum ersten Male von ihrer Tochter gesprochen.

Er erinnerte sich nun, daß er hatte sagen hören, seine Wirtin hätte ein einziges Kind, eine Tochter, die früh von Haus gegangen und in Berlin sehr gut verheiratet war.

„Eben als Sie vom Bernatal sprachen, fiel mir's so ein, wie mein Mann und ich immer einmal dahin gewollt hatten, wie er dann aber gestorben ist, ehe es dazu kam. Als meine Tochter nun groß wurde, wußte sie, daß das ein alter Wunsch von mir war, denn wir hatten oft davon gesprochen. Dann fand ich aber, als sie noch sehr jung war, die gute Stelle in Berlin. Sie hätte hier auch Stellen finden können. Aber meine Tochter wollte etwas von der Welt sehen. Ich wollte nicht „Nein!“ dazu sagen. Und darüber verblieb die kleine Reise zunächst. „Später, später!“ sagten wir. Als sie fort war, schrieb ich ihr einmal, ob sie wohl noch daran dachte und ob wir wohl im Sommer endlich einmal an das Bernatal denken könnten. Da kam mein Geburtstag, und da kam als Paket diese Tasche und ein Brief: daß wir im Sommer sicherlich reisen würden, aber viel weiter als ins Bernatal. Und hier wäre schon ein Gepäckstück dafür. Dann — wurde doch nichts daraus, weil meine Tochter erst noch für ein paar elegante Kleider sparen mußte, die sie in ihrer Stellung brauchte. Das machte mir auch nichts aus. Ich hoffte auf das nächste Jahr. Ich war doch noch jünger damals, als ich selber wußte. Und den folgenden Sommer, da hatte der Arzt meiner Tochter einen Erholungsurlaub verordnet, der schon für sie allein so teuer war. Den dritten Sommer verlobte sie sich. Nun ist sie lange verheiratet und glücklich.“ Sie schwieg.

Heinrich Leonhardt sah die glückliche Tochter förmlich vor sich, die einmal vor Jahren, als sie selber noch fast arm war, an eine Fremde für die Mutter gedacht hatte, einmal! Und dann, seit es ihr so gut ging, nie wieder, weil ihr immer etwas anderes wichtiger gewesen war. Wie diese fortgesetzte Enttäuschung doch niederdrücken mußte! Die arme Frau vor ihm mochte wohl verbittert sein, wo er, der Fremde, schon so aufgebracht war, er, den es im Grunde alles nichts anging. So hart konnte das Leben sein.

„Wenn es Ihnen recht ist“, sagte er einfach, „will ich die Tasche gern annehmen, und ich werde sie bestimmt in acht nehmen. Und“ — da brach die Jugend doch wieder durch — „dann ist sie auch noch gut, wenn Sie selber reisen.“

Sie sah ihn einen Augenblick an wie jemand, vor dem eine falsche Hoffnung aufblüht. Aber das ging gleich vorüber. Und sie war schon wieder ganz ruhig, als sie sagte: „Nein, nun wird es nicht mehr dazu kommen.“ Und leichter fuhr sie fort: „Es liegt auch nichts an meiner Reise. Ob ich die nun noch mache oder nicht! Aber daß mir das einmal zugebucht war, daran freue ich mich heute noch.“ Jetzt lächelte sie.

Da wußte Heinrich Leonhardt mit einem Mal: für sie war der eine Tag, an dem die Tochter sie beschenkt hatte, gleichsam wie vergangen. Manchmal kam es ihr vorübergehend zum Bewußtsein, daß ganz anderes darauf gefolgt war, als sie erwartet. Aber das quälte sie nur, bis sie sich wieder zu jenem Tag zurückgefunden hatte wie zu ihres Herzens wahrer Heimat.

Als sie Heinrich Leonhardt verließ, hatte sie zurückgefunden.

Gebirgs-Blüten.

Unterhaltungs-Beiblatt zur „Waldenburger Zeitung“.

Nr. 178.

Waldenburg, den 2. August 1920.

Bd. XXXVII.

Die Perlen der Eggenbrechts.

Roman von Alexandra von Boffe.

Nachdruck verboten.

(9. Fortsetzung.)

„Ja, sie waren sehr teuer“, sagte er. Da fiel das Wort: Eggenbrechts'che Perlen! Alice Eggenbrecht hatte Wolf gefragt, ob die Eggenbrechts'chen Perlen wirklich so wunderschön wären.

„Ich habe sie noch nicht gesehen“, erwiderte Wolf.

„Ja, haben sie sich denn nicht gefunden, die Eggenbrechts'chen Perlen?“ fragte darauf der Kammerherr lauter, als ihm selbst bewußt war.

„Gefunden schon“, sagte Wolf, und nun mischte Marie sich ins Gespräch.

„Besser Achims Witwe hat sie und weigert sich, sie herauszugeben.“

„Woher weißt Du denn das?“ fragte ganz erstaunt Wolf, der die ganze Angelegenheit bisher als Geheimnis behandelt hatte.

„Dieser erzählt es mir.“

„In München spricht jeder davon“, erklärte Liesa. „Man sagt, Du würdest sie wegen Unterschlagung verklagen.“

„Ach, Unsinn!“

„Ja, wie kommt denn die Frau dazu, die Eggenbrechts'chen Perlen zu beanspruchen?“ rief ganz empört Alice aus.

Alice bekam aber für jetzt keine Antwort, denn auf einen Wink Wolfs hob Mama Eggenbrecht die Tafel auf, und man begab sich in die Halle, wo Kaffee und süße Schnäpse gereicht wurden. Und hier erkundigte sich Alice, die gewissermaßen sich schon als Herrin von Altwied fühlte, bei Liesa genauer nach den berühmten Perlen, die sie selbst einmal zu tragen hoffte. Diese erzählte, was sie in München darüber erfahren und was Frau von Ranken ihr noch besonders anvertraut hatte.

„Was, sie behauptet, ihr Mann habe sie ihr geschenkt und noch dazu auf dem Sterbebett?“ fragte Alice. „Papa, durste denn Vetter Achim die Eggenbrechts'chen Perlen verschenken?“ wendete sie sich darauf mit ihrer hellen Stimme an ihren Vater, der sich gerade von Wolf eine sehr gute Zigarre anbieten ließ.

„Die Perlen verschenken?“ fragte er und blickte Wolf an. „Die darfst Du natürlich nicht verschenken, lieber Wolf, die sind doch Majoratserbe, soviel ich weiß.“

„Natürlich sind sie das“, erwiderte lachend

Wolf. „Ich denke auch gar nicht daran, sie zu verschenken, und wenn ich wollte, könnte ich's nicht, denn ich habe sie nicht.“

Liesa erzählte nun dem Kammerherrn die Geschichte von den Eggenbrechts'chen Perlen, alle hörten zu und allgemeine Empörung erhob sich, sogar die zwei gutmütigen alten Tantzen fanden das: „Unerhört! Ganz unerhört!“

„Das steht wirklich nach Unterschlagung aus“, meinte Alice, „denn das Märchen von der rührenden Szene am Totenbett klingt doch höchst unwahrscheinlich.“

„Ist es auch“, nickte Liesa, „wird ihr kein verständiger Mensch glauben.“

„Nun, nun“, wandte Eggenbrecht ein, „ausgedacht wird sie sich die Geschichte doch nicht haben.“

„Warum nicht?“ sagte achselzuckend Liesa. „Sie hofft wohl, damit im Besitz der Perlen bleiben zu können.“

„Als der Tochter eines Abenteurers wäre der Frau so eine Schwindelei schon zuzutrauen“, bemerkte Alice.

„Ach was! Ist ja Unsinn!“ fuhr Wolf dazwischen. „Die Sache wird schon stimmen, nur mag Vetter Achim dabei nicht mehr zurechnungsfähig gewesen sein. Wenn doch, so kann ihn sein Haß gegen alles, was Eggenbrecht-Reiten heißt, dazu getrieben haben, unrechtmäßig über die Perlen zu verfügen, und nur sein rascher Tod hat ihn gebindert, das auch schriftlich zu tun.“

„Sagt sie, daß er es tun wollte?“

„Wer?“

„Na, Rosine Silvia.“

„Ja, sie sagt es.“

„Das kann jeder Seehund sagen“, rieferte Hilde und bekam dafür einen strafenden Blick von ihrer Mutter, worauf sie sich mit Vetter Hans ans Fenster zurückzog.

„So sagte sie!“ lächelte Alice. „Was wirst Du denn nun tun, Wolf? Wirst Du prozessieren?“

„Selbstverständlich, wenn die Dame die Perlen nicht autwillig herausgibt.“

„Dazu bist Du sogar verpflichtet“, sagte der Kammerherr. „Die Sache wird ja kurz und für Dich jedenfalls schmerzlos verlaufen. Nur gleich recht scharf, lieber Runge, denn in solchen Dingen.“ Er brach ab und fragte dann: „Hast Du sie denn eigentlich zu dem Familientag aufgefördert, Wolf? Das gehörte sich doch, meine ich.“

„Ist geschehen, aber sie lehnte ab, weil es sie wohl zu traurig stimmen würde, die Räume wie-

derzusehen, in denen sie bis vor Jahresfrist Herrin gewesen ist."

"Sie wird wohl auch Angst gehabt haben, daß man ihr hier die Perlen abberlangen könnte", meinte der Referendar.

"So taktlos würde Wolf kaum gehandelt haben", sagte vom Fenster her der junge Seeoffizier.

"Allerdings nicht!" bekräftigte Wolf. "Und ich hätte es gern gesehen, wenn sie gekommen wäre", fügte er hinzu.

"Warum?" fragte Diesa. "Es wäre doch unter den obwaltenden Umständen peinlich gewesen. Ich meine, wenn sie Dich zwingen wird, gegen sie zu prozessieren, ist es angenehmer, Du kennst sie persönlich nicht."

"Das freilich... aber... seltsam, daß keiner von uns diese Rufine Silvia bisher kennen gelernt hat. Frau von Ranken sagt, sie wäre reizend."

"Wunderhübsch!" bestätigte Better Otto und wurde daraufhin feuerrot. Als alle ihn anblickten, fügte er langsam hinzu: "Ich habe sie nämlich kennen gelernt."

"Wo denn? Wann denn?"

"Aber Mensch, davon sagt er keinem ein Wort!"

"So ein Geheimtuer!"

So prasselte es auf Otto ein, und er wurde noch einmal sehr rot, lachte; endlich konnte er erklären:

"Neulich stellte mich Frau von Ranken im Prinzentheater ihr vor. Danach haben wir in den Vierjahreszeiten zusammen soupiert."

"Nein so was!"

"Unglaublich!"

"Und davon erzählt er uns nichts!"

So erklang es von allen Seiten. Dann sagte Alice mit ihrer hellen Stimme:

"Der Otto, das ist ja prachtvoll! Soupiert mit zwei lustigen Witwen auf einmal!"

Alle lachten, nur Mama Eggenbrecht blieb ernst; sie fand den Wit nicht hübsch, und Otto sagte ganz gelassen:

"Kristian und Isolda ist ja nicht gerade was für lustige Witwen, und solche Bezeichnung paßt auch gar nicht auf sie."

"Welchen Eindruck macht sie denn auf Dich?"

Er zögerte mit der Antwort, und schnell fragte mit maliziösem Lächeln Alice:

"Sah sie aus wie die Tochter eines Abenteurers?"

Ehe noch Otto antworten konnte, öffnete sich die Tür, Josua trat ein und meldete in seinem schwerverständlichen Kauderwelsch:

"Ise Ato komm, Heer Baron, ise Baddi komm, Baronin Eckenbrecht!"

Ohne einen Befehl abzuwarten, riß er darauf die Tür wieder auf, trat zur Seite, und eine schlanke Frau in schwarzer Kleidung kam, an ihm vorbei, herein. Ueberrascht blickten alle sie

an, keiner hatte recht verstanden, was Josua gesagt, und keiner, bis auf Otto, kannte sie.

Sie machte einige Schritte ins Zimmer hinein, blieb zögernd stehen, blickte sich mit halb scheuem, halb verlegenem Näckeln um und öffnete schon die Lippen, etwas Erklärendes zu sagen, als Otto aufsprang.

"Rufine Silvia!" rief er aus.

7. Kapitel.

Rufine Silvia! Dieser Ausruf Ottos wirkte wie das Einschlagen einer Bombe. Alle erhoben sich, blickten sich bestürzt an im Bewußtsein, so eben nicht sehr hübsch von der Frau, die da plötzlich vor ihnen stand, gesprochen zu haben. Otto eilte auf sie zu, verneigte sich tief, küßte ihr die Hand.

"Wie reizend, gnädige Frau Rufine, daß Sie doch noch gekommen sind."

"Hoffentlich störe ich nicht", erwiderte sie bescheiden.

Aber schon kam Mama Eggenbrecht mit ausgestreckten Händen auf sie zu.

"Sehr lieb, daß Sie sich doch noch entschlossen haben, zu kommen, liebe Frau von Eggenbrecht!"

"Ja, ich kam noch, weil Frau von Ranken meinte, man würde sonst hier annehmen, ich wollte die alte Familienfeindschaft aufrecht erhalten", erklärte errötend Silvia. "Daran dachte ich natürlich nie, denn ich kenne die Wurzeln dieser Feindschaft gar nicht."

"Von unserer Seite bestand sie längst nicht mehr, liebe — — — darf ich gleich Rufine Silvia sagen?"

"Ach bitte!"

Da stand plötzlich Wolf neben seiner Mutter und verneigte sich.

"Gnädigste Frau...!"

Mit leisem Ausruf der Ueberraschung trat Silvia einen Schritt zurück.

"Mein Gott! Sie sind...?"

"Mein Sohn Wolf!" stellte Mama Eggenbrecht vor.

"Und Sie sind...?" stammelte heiß errötend Silvia.

"Derselbe, der einmal die Ehre hatte, Ihnen unbekannterweise einen kleinen Dienst zu leisten. Wie geht es meiner kleinen Freundin Ursula?"

"Zu wunderbar ist das!" rief Silvia aus und reichte ihm die Hand, die er an die Lippen zog.

"Ein wunderbarer Zufall allerdings!" sagte er, und in seinen hellbraunen Augen flammte es auf, als er sie auf ihrem lieblichen Gesicht ruhen ließ.

Herr Gott, dachte er, wo habe ich denn damals meine Augen gehabt?!

Silvia strahlte, ihre schönen blauen Augen leuchteten.

"Nein, wie froh bin ich!" rief sie fast kindlich aus. "Da kann ich Ihnen ja Ihren hübschen Reitstock wiedergeben."

"Meinen Reitstock?"

"Sie verloren ihn, als Sie Ursula auf den Arm nahmen, ich hob ihn auf, vergaß ihn dann. Ich werde ihn nun hierher schicken."

"Nein, wenn Sie erlauben, hole ich ihn mir bei Ihnen."

"Ja, tun Sie das!"

Nun machte Mama Eggenbrecht Silvia mit den übrigen Anwesenden bekannt.

"Lauter Eggenbrechts!" sagte staunend Silvia, und man lachte.

Man hatte sich gesetzt, plauderte. Silvia gab Auskunft über den Erfolg ihrer Schweizerreise, sie sei ihrer Kleinen, die im Winter gekrankelt hatte, gut bekommen. Sie erzählte, daß die Autofahrt nach Altenwied heraus sehr hübsch war.

"Aber nun bleiben Sie doch hoffentlich bis morgen, damit wir gleich ordentlich miteinander bekannt werden."

"Kann ich leider nicht, gnädige Frau..."

"Bitte, sagen Sie doch: Tante Sophie, wie mich alle jüngeren Rufinen nennen", bat Mama Eggenbrecht. "Und warum können Sie nicht bleiben?"

"Ich muß spätestens um sechs wieder fort. Ich will zu Hause sein, wenn meine kleine Ursel zu Bett gebracht wird, denn ich habe eine neue Bonne, an die das Kind noch nicht gewöhnt ist."

"Wie schade. Nun, wenigstens können Sie noch Tee mit uns trinken."

Mama Eggenbrecht klingelte, ordnete an, daß der Tee sogleich angerichtet werden sollte, und Silvia ließ ihren Blick durch den weiten, ihr so wohl bekannten Raum schweifen, in dem sie nun Gast war und nie wieder Herrin sein konnte.

Die Halle war eine Sehenswürdigkeit. Obwohl die Wände, wie die Decke waren mit hellem Birkenholz getäfelte, das durch das Alter einen wunderbaren goldigen Glanz angenommen hatte. Von der mittleren Balkonrosette hing an kupfernen Ketten ein schwerer Randelaber aus Schmiedeeisen herab, in dessen früher für riesige Kerzen bestimmten Haltern jetzt große Glühbirnen angebracht waren. Die Herrschaft Altenwied besaß ein eigenes kleines Elektrizitätswerk, das durch Wasserkraft getrieben wurde und auch das Dorf sowie einige Nachbardörfer mit Licht versorgte. Achim Eggenbrecht hatte es vor einigen Jahren angelegt.

Im Hintergrund der Halle befand sich eine mächtige Feuerstelle mit weitaufladendem Rauchfang, ringsherum liefen schwere goldglänzende Bänke von Birkenholz, und aus dem gleichen Holz war auch der große, schwere Tisch, der auf geschnitzten, über Kreuz gestellten Füßen stand und auf dem Zeitungen und Zeitschriften aufgeschichtet lagen. Alle Möbel in dem Raume waren groß und schwer, wie für Riesenmenschen bestimmt, aber bequem und meistens mit Leder gepolstert, dazwischen standen kleinere Tisch und

Stocker mit Rauchutensilien und zum Abstellen von Tassen oder Gläsern. Ein tiefrot-grün und blau gemustertgr Smyrna von außergewöhnlicher Schönheit bedeckte den eichenen Fußboden.

Auf der Feuerstelle glommen einige mächtige Buchenklöße, sie sollten nicht wärmen, nur mit Behagen verbreiten, und auf die Bank davor hatte Hilbe mit dem Better Hans sich jetzt gesetzt, sie flüsterten und lachten leise miteinander; ihre Gesichter waren überleuchtet von dem Schein der Glut, und Hilbes helles Haar flammte. An den Zweien blieb Silvias Blick ruhen, und der Gedanke tauchte in ihr auf, die Zwei seien dabei, ein Band zu flechten, das fürs Leben halten sollte. Dann glitt ihr Blick wieder durch die Halle. Der Raum atmete Behagen. Es war ihr die Halle der liebste Raum im Schloß und ihr war zumute, als sei sie heimgekommen, als müßte nun gleich die Tür aufgehen und Achim eintreten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reisetasche.

Skizze von Anna Lahr.

Nachdem verboten.

Heinrich Leonhardt wollte verreisen. Nicht so, wie es sonst war, wenn er als größerer Schüler einmal Verwandte oder Freunde auf dem Lande hatte besuchen dürfen mit vorbestimmtem Reisezug und Ziel. Nein, so nicht. Ganz anders hatte er es vor. Zum ersten Male aus eigenem Entschluß, nach eigenem Plan und mit dem höchsten Bewußtsein, diesen Plan umzusetzen zu dürfen, wo es einem einfiel. Zum ersten Male frei, zum ersten Male wirklich reisen! Herrgott, war das Leben schön!

Der junge Mensch stand am weitoffenen Fenster seiner Stube und sah in den sommerlich reichen Garten hinaus und sah doch das alles nicht, was vor ihm war, sah statt dessen Bilder seiner wachen Träume: einen Flußlauf zwischen waldbepflanzten Ufern, Sonnenbelle auf der blanchingelenden Flur. Und ein Boot auf dem Wasser, und in dem Boot sah er selbst und sahen Willi Rüdike aus Gelle und Georg Wandrey aus Osnabrück, der eine Jurist, der andere Mediziner; aber von Jura und Medizin war so wenig die Rede wie von Heinrich Leonhardts Philologie. Und es wurde eine Fahrt, so leicht und froh, als ob das Leben mit gar keiner Schwere belastet wäre.

Es klopfte. Es hatte schon zweimal leiser geklopft. Aber Heinrich Leonhardt hatte es bisher überhört. Nun rief er: "Herein!", wandte sich um und sah seine Wirtin eintreten.

"Frau Gundelach, übermorgen verreise ich!" sagte er, als sie die Tür kaum hinter sich geschlossen hatte. Er konnte nicht anders, er mußte gleich davon sprechen. Ob seine Worte gerade bei ihr die rechte Resonanz finden würden, hatte er sich gar nicht erst überlegt. Aber heraus war es nun.

Frau Gundelach war eine ältere Dame, bekannt als vorzügliche Wirtin, bei der Studenten aus guten Häusern sich wohlfühlen konnten. Auch Heinrich Leonhardt hatte das gefunden, wenn er sich im übrigen über seine Wirtin auch nicht eben viele Gedanken machte.

"Verreisen? Wohl nach Hause?" fragte Frau Gundelach, während sie die Kreuztischdecke auf dem Sofaßisch gegen eine neue vertauschte.

Ergänzende Bestimmungen

über die Zuständigkeit bei unmittelbarer Ueberweisung des vom Arbeitgeber für die Einkommensteuer einbehaltenen Arbeitslohnes vom 16. Juni 1920.

Nach § 12 Absatz 1 der Bestimmungen über die vorläufige Erhebung der Einkommensteuer durch Abzug vom Arbeitslohn für das Rechnungsjahr 1920 — Zentralblatt für das Deutsche Reich S. 882 — kann dem Arbeitgeber gestattet werden, statt der Einzahlung des einbehaltenen Betrages durch Steuermarken die Einzahlung unmittelbar in bar oder durch Ueberweisung in die Steuerhebestelle vorzunehmen, die für die Erhebung der vom Arbeitnehmer zu entrichtenden Einkommensteuer zuständig ist.

Um Arbeitgebern mit zahlreichen, in mehreren Gemeinden wohnhaften Arbeitnehmern die Durchführung dieses Verfahrens zu erleichtern, wird hierdurch folgendes angeordnet:

Beschäftigt der Arbeitgeber mehr als 100 Arbeitnehmer und sind zur Erhebung der von ihnen zu entrichtenden Einkommensteuer mehrere Steuerhebestellen zuständig, so ist der Arbeitgeber berechtigt, den einbehaltenen Betrag an die für die Betriebsstätte oder in Ermangelung einer solchen an die für ihn sonst zuständige Finanzkasse abzuführen. In diesen Fällen hat der Arbeitgeber die Nachweisung — Muster 3 — und zwar in dreifacher Ausfertigung bei derselben Kasse einzureichen. Die Nachweisung ist einseitig zu beschreiben und so einzurichten, daß die einzelnen Abschnitte ohne Abschristnahme auf die Finanzämter verteilt werden können, die für die Erhebung der Einkommensteuer der Arbeitnehmer in Betracht kommen; die einzelnen Arbeitnehmer sind tunlichst nach Wohnorten zusammenzufassen.

Die Finanzkasse hat die Nachweisung dem für sie zuständigen Finanzamt abzugeben. Das Finanzamt trennt die Abschnitte und leitet sie an die für die einzelnen Arbeitnehmer zuständigen Finanzämter weiter.

Berlin, den 16. Juni 1920.

Der Reichsminister der Finanzen.

In Vertretung. gez.: Mossle.

Meldepflicht der Ausländer.

Gemäß § 1 der Verordnung vom 11. Juni 1920 ist jeder über 16 Jahre alte Ausländer — also auch Deutsch-Oesterreicher — verpflichtet, sich binnen 48 Stunden nach der Ankunft bei der Ortspolizeibehörde des Aufenthaltsortes anzumelden. Nach § 2 hat die Anmeldung persönlich unter Vorlegung des Passes oder des als Papiersatz dienenden amtlichen Ausweises zu erfolgen. Der Anmeldung ist ein Lichtbild des Anmeldenden beizufügen; ist er nicht im Besitz eines gültigen Passes oder Personalausweises, so sind 4 Lichtbilder beizufügen. Gemäß § 3 ist jeder, der einem Ausländer entgeltlich oder unentgeltlich Wohnung oder Unterkunft gewährt, verpflichtet, sich über die erfolgte polizeiliche Anmeldung des Beherbergerten binnen 48 Stunden nach der Annahme zu vergewissern. Wird ihm die Anmeldung nicht nachgewiesen, so hat er der Polizeibehörde schriftlich oder mündlich binnen 24 Stunden Anzeige zu erstatten. Uebertretungen genannter Verordnung werden gemäß § 6 bestraft. Neben der Strafe haben Ausländer, die der Verordnung zuwiderhandeln, ihre Ausweisung aus dem preussischen Staatsgebiet zu gewärtigen.

Waldenburg i. Schles., den 29. Juli 1920.

Die Polizei-Verwaltung.

Betrifft Verwendung neuer Beitragsmarken zur Invaliden-Versicherung.

Nach dem Gesetz über Abänderung der Leistungen und der Beiträge in der Invalidenversicherung vom 20. Mai 1920 dürfen die bisher in Verwendung befindlichen Beitragsmarken für die Invalidenversicherung zu 18, 26, 34, 42 und 50 Pfg. für Beschäftigungsverhältnisse nach dem 31. Juli 1920 nicht mehr verwendet werden.

Vom 1. August 1920 ab sind neue Beitragsmarken zu verwenden, die

in der 1. Lohnklasse	90 Pfg.,
" 2. "	100 "
" 3. "	110 "
" 4. "	120 "
" 5. "	140 "

kosten. Die Lohnklassen sind dieselben geblieben.

Wo z. B. bisher eine Beitragsmarke 4. Lohnklasse zu 42 Pfg. verwendet wurde, ist nunmehr eine Beitragsmarke zu 120 Pfg. zu verwenden. Wo bisher eine Beitragsmarke 5. Lohnklasse zu 50 Pfg. verwendet wurde, ist nunmehr eine Beitragsmarke zu 140 Pfg. zu verwenden.

Etwa noch vorhandene alte Beitragsmarken tauschen die Postanstalten gegen neue Marken um.

Es wird hierbei darauf aufmerksam gemacht, daß für Arbeitsverhältnisse vor dem 1. August 1920 noch die alten Beitragsmarken zu verwenden sind, auch dann, wenn die Marken erst nach dem 1. August 1920 nachträglich verwendet werden. Zu diesem Zweck sind die alten Beitragsmarken noch bis zum 1. Februar 1921 bei den Postanstalten und von da ab bei der Versicherungsanstalt erhältlich.

Vom 1. Juli 1920 ab sind infolge der Erhöhung des Wertes für freie Kost und Wohnung für alle Versicherten Marken 5. Lohnklasse zu 50 Pfg. zu verwenden, ausgenommen sind nur die Bediensteten und Beihilfene, die ein geringes Kostgeld beziehen.

Waldenburg, den 29. Juli 1920.

Die Polizei-Verwaltung.

Kartoffeln

können bis auf weiteres in beliebigen Mengen markenfrei abgegeben werden.

Waldenburg, den 2. August 1920.

Der Magistrat. Städt. Lebensmittelamt.

Reusendorf.

Kartoffelverkauf.

Dienstag den 3. August 1920 findet Verkauf von Kartoffeln wie folgt statt:

Für Haus Nr.	1 bis 100	von 7 1/2 bis 9 Uhr vormittags,
" 101 - 123	" 9 - 10	"
" 124 - 153	" 10 - 11	"
" 154 - 203	" 11 - 12	"

Abgegeben werden pro Person 10 Pfund für 4,50 Mk. Kleingeld ist mitzubringen.

Reusendorf, 31. 7. 20.

Der Amt- u. Gemeindevorsteher.

Zirkus



Nichten Sie Ihre Zeit so ein

daß Sie einen alten, guten Bekannten besuchen können. Seit 1913 zum erstenmal wieder in Waldenburg.

Vorverkauf: } Preise der Plätze: } siehe morgen!

Eröffnung! Donnerstag, abends 1/8 Uhr.

Fürsorgestelle für Alkoholkranke.

Sprechstunden Mittwoch vorm. 9-10 und nachm. 5-8 Uhr,

Mühlenstraße 25, I.

Unentgeltliche Raterteilung.

Größte Verschwiegenheit.

Achtung!

Achtung!

Neu eingetroffen zu billigen Preisen!

Reste Reinleinen in Sommerstoffen, für Hemden und Bettücher, Blau Chebiot für Knaben-Anzüge, 140 cm breit, m 80.00 Mk., Zanella u. Serge für Herren-Schneiderel, 140 cm br., von 47 Mk. an, Weiß Leinen für Handarbeiten, 82 cm breit, Manchester, Wachstuche, Gummistoff, Leinen, Hemdentuch, Inletts, Büchen, Orford, Stoff für Arbeitshemden, Strickwolle, schwarz und grau, Blusen- und Jacken-Barchend, nur gute, reelle Qualitäten,

empfiehlt

A. Schäfer, Waldenburg, in Schlesien, Scheuerstraße Nr. 18.

3 starke Arbeitswagen und 1 Altkenschrank

zu verkaufen.

Peyser & Bergemann, Baugeschäft, Salzbrunner Weg.

Wöhner's Buchhalterei, Altwasser, Mangelweg 5.

Bücherrevisionen, Monatsabschlüsse, Kontrollen, Steuerfachen, Grundstücks- u. Hypothekenvermittlung, Zeugnisabschriften.

Union-Porter-Wrt, 8% Markt, 81. Wt. 1.70. Telephon Nr. 199.

Zentralverband deutscher Kriegsbeschädigter und Kriegshinterbliebenen, Ortsgruppe Waldenburg und Umgegend.

Mittwoch den 4. August 1920, abends 8 Uhr, in der „Gorkauer Bierhalle“:

Öffentlicher Vortrag.

Hauptschriftleiter Schmidt-Berlin spricht über:

„Das neue Versorgungs-gesetz“.

Alle Kriegsbeschädigten, Kriegshinterbliebenen und Kriegskameraden sind hierzu eingeladen.

Der Vorstand.

Heimatreue Ost- und Westpreussen. Donnerstag abend 7 Uhr: Zusammenkunft in Dittersbach in Glockmann's Konditorei.

6 Stück bessere gebrauchte Nähmaschinen von 265 Mark an

sofort zu verkaufen.

R. Matusche, Töpferstraße 7.

Alle älteren und moderneren

Tänze

lehren im Einzelunterricht schnell und gut Tanzlehrer A. Geyer und Frau, Gartenstraße 3a. Tel. 1089.

Stenographen-Verein „Stolze-Schrey“, Waldenburg. Vereinslokal: Gorkauer Bierhalle. Übungsabend Dienstag. Beginn 8 1/4 Uhr.

Verein für National-Übungsstunden f. Mitglieder: Mittw. abds. 8 Uhr im Vereinslokal „Deutscher Hof“, f. d. Jugendabteilung: Freitags abds. 1/2 8 Uhr im Übungszimmer, Baderstraße 7. Anmeldungen zu Anfängerkursen jederzeit. Vereinsbücherei Montags 6 1/4 bis 6 3/4 Uhr Vereinslokal.

Jahrhunderthalle Breslau.

Die Große Deutsche Volks-Passion

Aufführungen des Oberammergauer Passions-Festspiels unter persönlicher Leitung und Mitwirkung der rühmlichst bekannten Christus- und Judasdarsteller Adolf und Georg Fassnacht aus Bayern, sowie Mitwirkung hervorragender Passionsdarsteller. Massenchor, Orchester und Orgel.

800 Mitwirkende!

Spieltage: Vom 31. Juli bis 15. August 1920 jeden Abend 7 1/2 Uhr, außerdem am 1., 4., 7., 8., 11., 14., 15. August auch nachmittags 2 1/2 Uhr.

Kartenvorverkauf vom 24. Juli ab bei den Konzertdirektionen Barack Ring, Tel. Ring 2538, Fremdenverkehrsamt am Hauptbahnhof 1 Tel. Ring 3753, sowie eine Stunde vor Beginn der Festspiele an der Kasse der Jahrhunderthalle.

Preise der Plätze (ausschl. städt. Billettsteuer): Mk. 4,—, 6,—, 8,—, 10,—, 15,—, 20,—, 25,— und (Logen-sessel) Mk. 30,—.

Geschäftsl. Jahrhunderthalle-Breslau (Tel. Ring 3355).

Bahnanschlüsse nach Schluß der Aufführungen nach allen Richtungen.

Kurtheater Bad Salzbrunn.

Dienstag den 3. August 1920:

Die fünf Frankfurter.

Lustspiel.